

1/1X. 1918

Der unsterbliche Heurige.

Er ist wirklich unsterblich. Zwar etwas tränklich, vielleicht schon fleck, aber er behauptet sich noch. Auch der fünfte Kriegssommer konnte ihn nicht von der schmal und still gewordenen Tafel der Wiener Lebensfreude drängen, an der er seit jeher seinen traditionellen Ehrenplatz hatte.

Natürlich wurde es den Wirten und Weinbauern, deren Lokale oft durch Generationen das vorstädtische Adelsprädikat „Heuriger“ trugen, durchaus nicht leicht gemacht, den berühmten „Buschen“ vor der Tür baumeln zu lassen. Er regnete einschränkende Erlässe und einigen Weindörfern an der Wiener Peripherie ist man bekanntlich besonders hart an den Krügen gegangen. Aber er hat sich trotz allem behauptet, wenn auch der althergebrachte Inkeratenkops „Wer hat ausg'steckt? Wo gibt's an guaten Tropfen und a Hez?“ den Passus von der Hez' als etwas unzeitgemäß weglassen mußte und im Hauptquartier des Wiener Heurigen-Duldh, Sang und Spiel um punkt neun Uhr ein Ende haben müssen.

Sie ist etwas fleck geworden, die alte Wiener Spezialität, aber die Zeit mit all ihren bittersten Geschehnissen, mit ihrer Sintflut von Weh und Tränen, hat sie bis heute nicht zu ersticken vermocht.

Der Heurige, diese letzte Atrappe eines Wienertums, das sich um den „Steffel“, den „Schönbrunner Pepi“, den Guschelbauer und den fischen Fiaberzeugeln eine Art chinesischer Mauer errichtet hatte, ist auch durch einen Weinpreis von 16 bis 18 Kr. und einen Straßenbahndiebstahl, der in der Richtung zur inneren Stadt um dreiviertel neun Uhr schließt, nicht umzubringen. Jedermann kann sich davon leicht überzeugen.

Man biegt irgendwo draußen in Döbling, Grinzing oder Siebering in ein schmales, altes Gäßchen, geht an ein paar Häusern vorbei, die mit ihren Guckfenstern und steilen Dächern an ein Kindermärchenbuch erinnern und tritt in ein weites, grünes Tor. Ein Auto und ein Fiaker halten draußen und der biedere, rotwangige Kosselenter und sein weniger milieuentprechender Kollege vom Weininkutschbock sitzen plaudernd auf einer blank geschuerten Bank. Da ist der Hof und schon der Garten. Ein alter, schöner Gasthausgarten, einer von jenen vielen, welche die Zeit innerhalb des Häusermeeres immer mehr zusammenpreßt und sie nur zu oft in das schwindstüchtige Surrogat von verlaubten Oleandern und wellen Cyheuwänden, mobile „Schanigärten“ letzter Güte verwandelt. Die alten, dichtbelaubten Bäume breiten ihr schattiges Dach über die vielen Tische, runde, weißgestrichene Birishausische und festgerammte, aus ein paar Brettern gezimmerte Gartentische, die wohl kein Tuch tragen, dafür aber von weit sympathischeren Dingen bedeckt sind.

Ein Wochentag und doch keine Not an Gästen. Man muß schon auf die Wiese hinunter, wenn man für sich einen Tisch haben will, an den dichten Heckenraum, in die Abendsonne, die ihr aprifolienfarbened Licht auf das lustige Böllchen legt. Aber harmlose Lustigkeit, Weinseligkeit und Verliebtheit sind hier nur ganz knapp vom Häßlichen getrennt. Am Nachbartisch paßt eine dicke Dame ein festes Gänsestück, Butter, Eier und Weißbrot aus, stößt mit ihrer Gesellschaft an und fragt: „Geht's uns schlecht?“ Stellen aus geistvollen Aufsätzen über Wien kommen einem da in den Sinn: „Nirgendwo als in der Wiener Vorstadt.“

Nichts davon. Die Kellnerin nimmt aus ihrem Storb ein Weinglas und stellt eine Halb-Literflasche auf den Tisch. „Nacht Kronen.“ Die Musik beginnt. Der Gelger hat einen eigenartigen, reinen Strich und sollte von der Harmonika und der Gitarre lieber nicht begleitet werden. Ein junger Mann stellt sich zu einem Tisch, wo es besonders lustig hergeht und fragt nach Wünschen. Und er singt, was man verlangt, wie ein Automat. „Ich weiß auf der Wieden...“, „I muß wieder amol...“. Er ist unermüdblich und seine Zuhörer bekommen nicht genug. Weitere Batterien rücken an. Der Wein ist wirklich gut. Er hat den Duft sonnenbeglänzter Wienerwaldwiesen in sich, das Aroma des Windes, aber an schwülen Sommerlagen von den Rußdorfer Weinhängen zur Donau niederstreicht. Die herbe Perle, die in dem flüssigen Blond rollt, schmiegt sich appetitregend an den Gaumen. Deshalb ist für Naschereien ausgiebig geforgt. Wer sich nicht selbst ausgerüstet, bekommt für eine Krone ein „Bussel“, ein „Ringel“ oder sonst eine süße Zutat. Eine Frau geht mit einem Teller von Tisch zu Tisch und verkauft keine Weingartenpfirsiche. Das Stück eine Krone... Man hat an dieser gastfreundlichen Stätte die Hellerrechnung längst über Bord geworfen. Wozu auch? Wer zwei Gläser von dem Wundertrank hinuntergetropfelt, der zahlt gern auch das Doppelte. Der Wein, die Musik, das zarte, verbäuernde Abendsonnenlicht, das leichte Dufsten und Nauschen der Bäume, das Bächeln und verlebte Nicken der Tischnachbarin sehen einem bald eine rosige Brille auf... Verkauft's mei' S'wand...“

Wer scharf zusieht, bemerkt allerdings, daß dies am nächsten Tag in mancherlei Fällen dringend notwendig sein wird. Denn das Publikum ist sehr gemischt. Da ein Tisch mit bedächtig-genießenden Bürgern, plaudernden Frauen, verliebten Pärchen, dort eine Gruppe von jungen Burschen, die bloß mit der Zigarette und dem ramponierten Siehumlegtragen den Weltmann markieren. Ein Uniformschuh aus leuchtendem Lack tritt unter dem Tisch auf ein etwas schief und fassonlos gewordenes Damenstüdel, und zwei Hände in Halbtrauer wehren die ungefüme Attache wohl eifrig, aber nicht sehr energievoll.

Immer noch neue Gäste. Wohl zumeist Deute aus der Umgebung. Eine elegante Gesellschaft, die einen abseits stehenden Tisch bezogen, mustert das lustige und recht laut gewordene Treiben aus einer Art Vogelperspektive, ein einlamer alter Herr sitzt sich brummend hinter sein Glas und versucht, bei der spärlich gewordenen Beleuchtung das Abendblatt zu entziffern. Er nicht zufriedengestellt, als endlich die Kellnerin erscheint und die Kuerstrümpfe in Brand setzt.

Noch immer Musik. Die geht jetzt von Tisch zu Tisch, singt und dudelt und verbeugt sich tief, wenn ein Gast besonders splendid gewesen. Ein Jüngling hat sich mit einem Teller bewaffnet und sitzt beim Gartenausgang. Da und dort wird

ein Tisch leer, denn die letzte Tramway ist fällig. Der Obolus gleitet auf den Teller und verschwindet in der tiefhängenden Tasche des schmierigen Kellnersalkos. Scharfe, aber verbindlich und bebott lächelnde Augen lassen kein männliches Individuum ungeprüft über die Zollgrenze.

Mit dem Schläge neun ist der Zauber zu Ende. Die Musik verstummt. Und viele fühlen erst jetzt, daß der Kopf merklich schwer geworden. Es gibt noch immer Wein, Pfirsiche und Backwerk, außerdem geht eine alte, dicke Frau mit Rosen und Schwertlilien hausieren. Sie ist bald ausverkauft. Da und dort verliert eine Lampe, die Tische leeren sich, der heisere Gesangsversuch eines Gastes stört seinen gähnenden Nachbar.

Der aufsteigende Orangelampion des Mondes sieht nur mehr einen leeren, stillen Garten. Leiser Nachtwind löst sich aus den alten Baumkronen und setzt ein paar fette Papierseken in die Wiese. Der Heurige ist in den letzten Jahren sehr schläfrig geworden und geht zu Kinderstufenfrüher Stunde ins Bett. o. h.